

Worum geht es im deutschen Kirchenkampf?

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 46

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646930>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Worum geht es im deutschen Kirchenkampf?

Statt einer Buchbesprechung.)

I.

Von der Öffentlichkeit schier unbemerkt, spielt sich in Deutschland ein geistiger Kampf von universeller Bedeutung ab. Es ist nicht so, daß das deutsche Volk sich protestlos hat gleichschalten lassen und daß es sich nun schweigend unter das Joch einer Ideologie fügt, die alle andern Auffassungen über die geistigen und politischen Belange des deutschen Volkes mit Verfolgung und Vernichtung bedroht. Nein, es besteht ganz ohne Zweifel eine starke Fronde unter den Intellektuellen aller Stände gegen das Dritte Reich. Diese Tatsache drückt sich am augenfälligsten aus im sogenannten deutschen Kirchenstreit.

Was hat sich in den letzten Jahren in kirchenpolitischen Dingen in Deutschland abgespielt? Wir werden hierüber leichtsächlich und objektiv unterrichtet durch ein eben erschienenenes Buch, betitelt: „Der Kampf der evangelischen Kirche in Deutschland“. *) Wie der Titel sagt, handelt es sich darin nur um den Kampf der einen, wenn auch größeren Hälfte des konfessionell eingestellten deutschen Volkes gegen den Versuch, die Kirche dem Diktat des Staates zu unterwerfen. Der Kampf des Katholizismus ist darin nicht berührt. Dieser andere Teil ist zweifellos ebenso wichtig und dürfte, da es sich um eine weltumspannende Macht handelt, den Gewalthabern des Dritten Reiches nicht weniger Kopfzerbrechen verursachen.

Der Verfasser, Dr. Arthur Frey, ist ein Schweizer Schriftsteller; er lebt auch in der Schweiz, ist also am deutschen Kirchenkampf nicht persönlich beteiligt. Wohl aber ist er als Leiter des Schweizerischen Evangelischen Pressedienstes gut informiert und, wie er im Vorwort seines Buches auch eingesteht, von den Vorgängen in Deutschland im Innersten ergriffen. In der Tat, welcher Schweizer, dem die evangelisch-protestantischen Dinge Herzensangelegenheiten sind, könnte dem Existenzkampf der unabhängigen evangelischen Kirche in Deutschland uninteressiert zusehen? Das deutsche Schicksal ist auch unser Schicksal. Wenn ein Glied der Glaubensgemeinschaft leidet, so leidet die ganze Gemeinschaft. —

Dr. Freys Buch orientiert nicht nur über den Stand des gewaltigen Geistesringens im gegenwärtigen Zeitpunkte, sondern es deckt auch die geistesgeschichtlichen Wurzeln des Kampfes auf. Er weist nach, daß die Hitlerbewegung im Grunde keine Neuorientierung des deutschen Geisteslebens bedeutet, sondern daß sie nichts anderes ist als die Fortsetzung und Ausreifung der politischen Ideologie des vorkrieglichen Deutschland. Diese greift nach Frey zurück in den Rationalismus des 18. Jahrhunderts, der dem Liberalismus und dessen Sohn, dem Marxismus, den Weg bereitete. Diese Bewegungen erfekten die ethischen Imperative der Bibel, zu denen die Reformatoren des 16. Jahrhunderts die christlichen Menschen zurückgeführt hatten, durch das Versprechen eines wirtschaftlichen Paradieses auf Erden; der Sozialismus stellte es auch den Ärmsten der Armen in Aussicht. Aber diese Ideologien hatten nicht mit der Tatsache der Erbsünde gerechnet; sie glaubten an Rousseau, der den Menschen von Natur aus gut hieß. Das war die Fehlrechnung.

Hier eine Zwischenfrage an den Verfasser. Wäre es nicht an der Zeit, daß die Theologie einmal das Wesen des Mammonismus und seine sittenverderbende Wirkung gründlich untersuchte und dabei der Frage nähertreten würde, ob es nicht an der heutigen Form des Geldes liegt, daß die Geldmächte einen

so unheimlichen, jede christliche Sittlichkeit bedrohenden Einfluß ausüben können? Und ob nicht dadurch, daß man dem Geld den Giftzahn des Zinses ausreißt, wie es die Bibel und die Reformatoren fordern, die Menschheit aus den Klauen des Mammonismus befreit werden könnte? Damit, glauben wir, könnte sich die heutige Theologie rehabilitieren gegenüber dem Vorwurf, sie erschöpfe sich in unfruchtbarem Dogmenstreit und stehe im übrigen den wirklichen Problemen des Lebens verständnislos gegenüber.

Doch verfolgen wir Dr. Freys Gedankengänge weiter. Das deutsche Volk kam über den Pantheismus Goethes, den Kritizismus Kants und den Idealismus Schillers und Schleiermachers zum Nationalismus (Fichte) und zum Ektatismus (Hegel) und gestützt auf diese Geistesgrundlagen zum Imperialismus des Preußentums. Was der Imperialismus Wilhelms II. im ersten Weltkriege nicht erreicht hat, will der Imperialismus des Dritten Reiches unter Adolf Hitlers besserer Führung in einem zweiten Weltkriege erreichen. Und was die Monarchie mit ihrer dem Marxismus Spielraum lassenden Klassengliederung und ihrer verknöcherten Beamtenhierarchie nicht zustande gebracht hat: aus den Deutschen ein nur national fühlendes, für die Welteroberung tüchtiges Volk zu schaffen, das will Hitler mit seinem Nationalsozialismus erzwingen.

Er braucht dazu den ganzen Menschen, nicht nur seinen Körper, sondern auch seine Seele. Die deutsche Seele aber benötigt einer Weltanschauung, um sich einem Ziele ganz hingeben zu können. Die lieferte dem Nationalsozialismus Alfred Rosenberg mit seinem „Mythus des 20. Jahrhunderts“. Die christliche Religion, die Religion der Liebe und des Mitleides allen Lebewesen gegenüber, taugt nicht als seelische Grundlage des neuen deutschen Menschen. Mit den christlichen Magimen kann man keinen Eroberungskrieg führen und kann man den Anspruch auf die Weltbeherrschung, der sich aus der rassistischen Ueberlegenheit ergibt, nicht begründen, denn vor dem christlichen Gott sind alle Menschen gleich und gibt es keine Herren- und Sklavenvölker. Darum gilt es, den christlichen Gottesbegriff durch einen neuen, den germanischen, zu ersetzen. Rosenberg erfand den Mythos vom Blut und Boden. Die Rasse wird Mittelpunkt wissenschaftlicher und religiöser Besinnung. Der deutsche Gott regt sich im Blut und in der Rassenseele und manifestiert sich im Begriff der nationalen Ehre. Aus dem Blutopfer der zwei Millionen im Weltkrieg Gefallenen steigen entscheidende Kräfte auf in die deutsche Seele. Kriegerdenkmäler werden zu Heiligtümern; sie ersetzen die gräßlichen, blutbesudelten Kreuzifixe. Kriegerische Gedenktage werden zu Kultfesten. Horst Wessel ist ein nationaler Märtyrer, dem man mehr Verehrung schuldet als einem Heiligen Franz oder Heiligen Antonius. Die nordischen Sagen und Märchen entsprechen dem deutschen Fühlen besser als die „alttestamentlichen Zuhälter- und Viehhändlergeschichten“.

Adolf Hitler hat es in seinem Buche selbst bezeugt, daß er mit dem Christentum nichts anzufangen weiß. Er knüpft die germanische Kultur unmittelbar an die griechische und römische an. Wenn er sich Christ nennt, so tut er es aus politischer Ueberlegung heraus. So wie er nach eigenem naiden Bekenntnis die außenpolitischen Gegner mit Winkelzügen nasführen will, so glaubt er auch die deutschen Kirchen behandeln und zuletzt unschädlich machen zu können. Die Beweise dafür liegen heute in Menge vor.

Aus Rosenbergs „Mythus“ wuchs bald eine wahre Blumenlese von „Bewegungen“ hervor, die alle den Zweck hatten, die neue Weltanschauung den deutschen Kirchengläubigen mündgerecht zu machen. Mit großer Beredsamkeit startete Prof. Wilhelm Hauer die „Deutsche Gotteschau“. Das Christentum ist für ihn eine Episode, die jetzt für das deutsche Volk zu Ende geht. Die Gotturmacht schafft beständig neue Götterformen, wie sie jeweils den Bedürfnissen eines Volkes, einer Rasse und einer Zeit entsprechen. Die germanischen Götter von

*) Dr. Arthur Frey, Der Kampf der evangelischen Kirche in Deutschland und seine allgemeine Bedeutung. Verlag der Evangelischen Buchhandlung Zollikon.

ehedem sind die Gottform der nordischen Rasse, und unbeschwert darf das deutsche Volk zu seinen angestammten Göttern zurückkehren. Darum ist es das Gebot der Stunde, durch Pflege der Volks- und Rassenkunde die alte Gotteserfahrung wieder aufzusuchen. An Stelle biblischen Unterrichts tritt die Unterweisung in germanischer Mythologie. Darum Feste und Feiern aus deutscher Art: Sonnen-, Jahres-, Wachstums-, Erntefeste. Das Julfest ersetzt wieder das Weihnachtsfest. Mit Aufwand werden die großen Ereignisse der Geschichte des Volkes gefeiert. Der Namenweihe (Taufe), schließt sich die Jugendweihe (Konfirmation) an. Die Familie und die Sippe feiern ihre Augenblicksfeste: Geburtstag, Verlobung, Hochzeit, Jubiläum. Die nationalen Feste sollen möglichst das völkische Gefühl stärken. Massenaufmärsche gehören zur nationalen Erziehung. Man begreift jetzt den Sinn der Tagungen in Nürnberg und auf dem Büchelberg, der Paraden in München und Berlin.

Fortsetzung folgt.

Gib mir die Hand, Gisela!

Skizze von Bert Oehlmann.

(Nachdruck verboten.)

Als Gisela die Augen aufschlug, wußte sie sofort, was für ein Tag seinen Anfang genommen hatte. Sie seufzte, und ihre Lippen schlossen sich trozig bei dem Gedanken, daß Peter um elf da sein werde. „Wenn dir mein Besuch unerwünscht ist, laß es mich rechtzeitig wissen“, hatte er geschrieben. Warum hatte sie nicht die Entschlußkraft aufgebracht und ihm mit ein paar Zeilen mitgeteilt, daß es tatsächlich töricht war zu kommen? Ja, warum nicht? Sein Brief hatte sie vor fünf Tagen erreicht, also zeitig genug, um ihm antworten zu können, daß es besser sei, alte Wunden nicht wieder aufzureißen. Nun war es zu spät. Der Sonntag war da. Und um elf würde er vor ihr stehen, um Abschied zu nehmen für immer . . .!

Gisela kleidete sich an, und als sie wenig später ins Wohnzimmer trat, sah sie, daß ihre Mutter bereits am Frühstückstisch saß und auf sie wartete. Durch die geöffneten Fenster flutete warmes Sonnenlicht, das frische Grün der Fliederbüsche grüßte aus dem Garten, wie schön, wie freundlich alles war. Und dann diese beglückende Ruhe, dieser durch keine ratenden Straßenbahnen getrübbte Frieden . . . ja, es war schön im Hause der Mutter, in das sie zurückgeflüchtet war, als ihre Ehe Schiffbruch erlitt . . .

Sie sprachen nicht viel an diesem Sonntagmorgen. Die Mutter hatte Blumen auf den Tisch gestellt, Blumen, die der junge Frühling hervorgezaubert. Gisela beachtete sie kaum. Um elf, dachte sie. Sie war zerstreut und aß nur wenig. Warum wollte Peter kommen? Ob er glaubte, sie umstimmen zu können? Ein bitteres Lächeln umspielte ihre Lippen. Nein, was vorbei war, war vorbei. Sie hatten sich auseinandergeliebt. Aber wahrscheinlich beabsichtigte Peter nicht einmal sie zu einer Rückkehr zu bewegen. Er wollte sie nur noch einmal sehen. Aber wozu?

Später, als Gisela durch den Garten ging, in dem sie schon als Kind gespielt, wurde ihr mit seltsamer Klarheit bewußt, daß in ihrer Ehe vieles hätte anders sein können. Peter war immer ein guter Kamerad gewesen, ja, das war er, aber durfte er darum seinen Beruf mehr lieben als seine Frau? Denn so war es doch gewesen, daß ihm das Werk, in dem er als Ingenieur arbeitete, vorging, daß er tagelang fortblieb, um irgendwo Maschinen aufzustellen, daß er fast vergaß, sich auch um die Frau zu kümmern, die er geheiratet hatte.

So kam es denn zu den ersten Auftritten, den ersten Tränen, den ersten Zornwüsten. Peter verlangte von ihr Einsicht; sie forderte dasselbe von ihm. Sie redeten aneinander vorbei, verstanden sich nicht. Das andere war dann im Laufe der

Zeit selbst gekommen. Sie hatte ihren Mann verlassen, war zu der Mutter zurückgekehrt, und wohl da erst war ihm bewußt geworden, was zu verlieren er im Begriff war. Er hatte geschrieben, war selbst gekommen, aber jetzt hielt Trotz sie ab, rückgängig zu machen, was für sie beschlossene Sache war — die Scheidung. Bitter süß war für sie die Erkenntnis gewesen, daß Peter sie liebte, wie er sie immer geliebt hatte. Aber ihre Liebe war gestorben. Oder doch nicht! Aber wozu sich das Herz noch schwerer machen, als es ohnehin schon war . . . Elf!

Nun würde er jeden Augenblick auftauchen. Gisela saß im Garten auf der Bank, die von Holunderbüschen umstanden war. Ihr Herz schlug rascher als sonst, und wahrscheinlich, das fühlte sie, würde sie alle Kraft aufbieten müssen, um fest zu bleiben. Abschied zu nehmen — — bitteres Ende zu einer Zeit, da alles neu erblühte in unwiderstehlicher Lebensfreude!

Er hatte geschrieben, daß er mit dem Motorrad kommen würde. Um halb zwölf stieg in Gisela zum ersten Male der Gedanke auf, daß er unterwegs eine Panne gehabt haben mußte, denn Peter war pünktlich. Um zwölf Uhr trieb sie die Unruhe zum ersten Stock des Hauses hinauf, wo es ein Fenster gab, von dem aus man die Landstraße weit überschauen konnte.

Der Verkehr war lebhafter als sonst. Kraftwagen, Motorräder, Fahrräder — der herrliche Tag lockte Tausende aus der großen Stadt.

Um eins zweifelte sie nicht mehr daran, daß ein Unglück geschehen sein mußte. Peter hätte ein Telegramm gesandt, wäre er in letzter Stunde am Kommen verhindert gewesen, ganz bestimmt hätte er ein Telegramm geschickt.

Ihr Blick umflorte sich — verunglückt! Verunglückt auf der Fahrt zu ihr!

Längst erfüllte der Duft des Festbratens das Haus, der gedeckte Tisch wartete, doch der Gast blieb aus.

Gisela spürte, wie rasende Angst sie immer mehr erfüllte. Sie sah den Mann vor sich — — den großen Mann, ihren Mann — — und nun verunglückt? Vielleicht sogar tot?

Sie ertrug es nicht, sie hielt die Unruhe nicht mehr aus. Zur Polizei lief sie, um etwas zu erfahren — — zum Krankenhaus des kleinen Städtchens — — umsonst. Man wußte von keinem Unglück, keinem Verunglückten. Und doch mußte etwas passiert sein.

Und es war wirklich etwas passiert. Spät am Nachmittag kam die Depesche aus dem Nachbarort. Gisela wurde wachsblass, als sie die wenigen Worte las. Was dann geschah, war wie ein rasender, unwirklicher Traum. Ein Auto — jagende Fahrt — — blühblanke, linoleumbelegte endlose Gänge, die erfüllt waren von Jodoformgeruch — ein kleines Zimmerchen mit hellen Gardinen am Fenster und einem einzelnen Bett — und in dem Bett ein Mann, der schwer atmete und einen Kopfverband trug — —

Ja, das war Peter. Ihr Peter. Sie kniete neben dem Lager nieder, weinte, streichelte seine Hände, küßte seinen Mund. Peter! Peterlein! Und während sie um sein Leben zitterte, flehte sie zu Gott, daß er Erbarmen haben möge, und wußte bei alledem, daß Torheit gewesen war, was sie geplant hatte, wußte, daß sie diesen Mann liebte, wie sie ihn damals geliebt hatte, als sie an seiner Seite und unter dem Läuten der Glocken die Kirche verlassen, wußte, daß alles wieder gutzumachen war, wenn man das Leben miteinander noch einmal von vorn begann . . .

„Mein Peter!“

„Ist nun alles wieder gut?“ flüsterte er. „Alles?“

Was fragte er!

„Gib mir deine Hand, Gisela!“

Er nahm sie und schloß ein, ohne sie wieder loszulassen. So fand sie der Arzt.

„Natürlich wird er wieder gesund“, sagte er, und Gisela wußte, daß nun alles wieder schön werden würde, wunderschön. Denn auch Liebe kann neu erstehen, wenn Kraft und Wille es wollen . . .